

GENDER**Zeitschrift für Geschlecht,
Kultur und Gesellschaft**

Vorwort 7

Schwerpunkt	Inklusion und Intersektionalität in institutionellen Bildungskontexten Meike Penkwitt, Sina-Mareen Köhler, Anne Schlüter (Hrsg.)	
Ulrike Schildmann, Sabrina Schramme	Inklusive Pädagogik und Intersektionalitätsforschung. Vergleich zweier Konzeptionen aus Sicht der feministischen Frauenforschung über Geschlecht und Behinderung	11
Jürgen Budde, Nina Blasse, Georg Reißler	Zur Relation von Intersektionalitäts- und Inklusionsforschung in der Erziehungswissenschaft	27
Wilhelm de Terra	Intersektionalitätsforschung und Theorie der <i>Geschichten & Diskurse</i> – Versuch einer gemeinsamen Perspektive am Beispiel von Gatekeeping-Prozessen im Falle von Behinderung	42
Rahel More, Viktorija Ratković	Intersektionale Inklusion? Disability Studies und Kritische Migrationsforschung als Alternativen zu hegemonialer Wissensproduktion	57
Kerstin Bronner	Intersektionalität: praktisch oder nicht? Kritische Anmerkungen aus Sicht verschiedener Praxisfelder Sozialer Arbeit	72

Offener Teil	Analysen und Debatten	
Lisanne Heilmann, Iddo Gal, Anke Grotlüschen	Führen höhere Kompetenzen zu größerem Erfolg? Ungleiche Effekte von Kompetenzen für Männer und Frauen	87

Karina Becker	Gender Health Gap als Folge ungleicher Vernutzungsbedingungen von Arbeitskraft und Arbeitsvermögen	107
Carolina Pía García Johnson, Kathleen Otto	„Bringen Sie mir bitte einen Kaffee“: illegitime Aufgaben als Erklärungsansatz für den Zusammenhang von sexistischem Betriebsklima und Wohlbefinden am Arbeitsplatz	124
Katharina Ameli, Lara L. Valdor	Geburt im Spannungsfeld von Interaktion, Professionalität und Gewalterfahrungen	141

Rezensionen

Sarah Eckardt	Sabine Dreßler, 2018: Mutterschaft aus Sicht von Müttern. Die Vielfalt kollektiven Orientierungswissens	157
Vanya Mark Solovey	Therese Garstenauer, 2018: Russlandbezogene Gender Studies: lokale, globale und transnationale Praxis	160
Jannis Eicker	Hannah Engelmann, 2019: Antiqueere Ideologie. Die Suche nach identitärer Sicherheit – und was die politische Bildung dagegen ausrichten kann	163
Annette Vanagas	Robin K. Saalfeld, 2020: Transgeschlechtlichkeit und Visualität. Sichtbarkeitsordnungen in Medizin, Subkultur und Spielfilm	166

Schwerpunkt

Ulrike Schildmann, Sabrina Schramme

Inklusive Pädagogik und Intersektionalitätsforschung. Vergleich zweier Konzeptionen aus Sicht der feministischen Frauenforschung über Geschlecht und Behinderung

Zusammenfassung

Wenn unter Inklusiver Pädagogik eine gemeinsame Erziehung aller Kinder und Jugendlichen zu verstehen ist, dann kann es nicht nur darum gehen, dass behinderte Kinder gemeinsam mit ihren nicht behinderten Peers erzogen werden. Es geht auch um einen reflektierten Umgang mit der Heterogenität aller Beteiligten: Die Inklusive Pädagogik muss einerseits auf die individuellen Ausgangslagen und Bedürfnisse aller Lernenden eingehen, andererseits auf deren strukturelle Lebensbedingungen. Hier kommt die Intersektionalitätsforschung ins Spiel, deren Anliegen darin besteht, einzelne soziale Ungleichheitslagen – Geschlecht, Klasse/Schicht, Alter, Ethnizität und Behinderung – und deren mögliche Wechselwirkungen zu analysieren, mit denen die Kinder und Jugendlichen konfrontiert sind.

Aus Sicht der feministischen Forschung über Geschlecht und Behinderung – vor allem bezogen auf das Feld der Integrativen/Inklusiven Pädagogik – wird in diesem Beitrag untersucht, ob und wie Inklusive Pädagogik und Intersektionalitätsforschung, die in jeweils unterschiedlichen wissenschaftlichen Traditionen stehen, voneinander profitieren können.

Schlüsselwörter

Inklusive Pädagogik, Intersektionalitätsforschung, Umgang mit Heterogenität, Geschlecht, Behinderung

Summary

Inclusive education and intersectionality research. A comparison of two concepts from the perspective of feminist women's studies on gender and disability

Inclusive education not only reflects on the individual requirements of each child but also on different aspects of social inequality between groups of pupils/students based on class, gender, race and (dis)ability. The article examines whether the theoretical approach of intersectionality, which concentrates on inequality, dominance and discrimination, could be useful for broadening the perspectives of inclusive education. It focuses on different backgrounds, trends and on the potentials which might result if the two theoretical approaches were to cooperate.

Keywords

inclusive education, intersectionality, social inequality, gender, (dis)ability

1 Ausgangspunkt: feministische Forschung über Geschlecht und Behinderung unter besonderer Berücksichtigung der beiden genannten Strukturkategorien sowie der Integrationspädagogik als Vorläuferin der Inklusiven Pädagogik

1.1 Anfänge der feministischen Forschung über Geschlecht und Behinderung

Seit Beginn der 2010er-Jahre beschäftigt sich das genannte Forschungsfeld (vom Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW in den 1990er-Jahren als „Frauenforschung in der Behindertenpädagogik“ institutionell verankert; Schildmann 2018) gezielt mit den Wechselwirkungen zwischen einzelnen, für die Inklusiv Pädagogik relevanten gesellschaftlichen Strukturkategorien im Sinne der Intersektionalitätsforschung (Schildmann 2010, 2012, 2019a; Schildmann/Schramme 2017a, 2017b, 2018a, 2018b; Schramme 2019a, 2019b). Die Vorgeschichte dieses wissenschaftlichen Diskurses, der sich als einer unter mehreren möglichen wissenschaftlichen Perspektiven versteht (vgl. die vorliegenden Beiträge dieses Heftes), geht bis in die 1970er-Jahre zurück und soll hier in Kürze nachgezeichnet werden:

„Das Interesse an der Erforschung von Verhältnissen zwischen Geschlecht und Behinderung entstand in einer Zeit der sozialen Bewegungen: Studentenbewegung, Kinderladenbewegung, Frauenbewegung und Behindertenbewegung [...]. Vor allem an der um 1970 entstandenen Frauenbewegung und der Mitte der 70er Jahre begonnenen feministischen Frauenforschung orientiert, entstand ein Diskurs über Zusammenhänge zwischen (weiblichem) Geschlecht und Behinderung, an dem sich sowohl nicht behinderte als auch behinderte Frauen beteiligten“ (Schildmann 2018: 17f.).

Es waren im Wesentlichen drei Diskursstränge, die Ende der 1970er-Jahre die Forschung über Geschlecht und Behinderung begründeten: Analysen über die Lebensbedingungen behinderter Frauen in Anlehnung an feministisch orientierte Forschungsansätze über allgemeine weibliche Lebenszusammenhänge (Schildmann 1983); Kritik der Koedukation – Lehrerinnen und Schülerinnen an Sonderschulen (Rohr 1980; Prengel 1984); politische (Selbst-)Reflexionen behinderter Frauen im Zuge der „Krüppelbewegung“ (Behinderten- und Selbstbestimmt-Leben-Bewegung) und des Internationalen UNO-Jahres der Behinderten 1981 (Ewinkel et al. 1985), der zu Beginn der 2000er-Jahre in die Disability Studies einmündete (Waldschmidt 2015), die sich vor allem aus Betroffenenperspektive u. a. mit dem Feld des „Gendering Disability“ beschäftigen (Jacob/Köbsell/Wollrad 2010).

1.2 Integrationspädagogik, von Beginn an unter Berücksichtigung von Zusammenhängen zwischen Behinderung und Geschlecht

Schon in den 1970er-Jahren entstanden erste Ansätze der Integrationspädagogik, die eine Nichtaussonderung behinderter Kinder aus regulären pädagogischen Einrichtungen und damit deren ‚Integration von Anfang an‘ forderten und sich zunächst im Rahmen

Zur Relation von Intersektionalitäts- und Inklusionsforschung in der Erziehungswissenschaft

Zusammenfassung

Inklusion wie Intersektionalität sind Konzepte, die sich in der Erziehungswissenschaft großer Beliebtheit erfreuen, ermöglichen sie es doch, den Blick auf komplexe soziale Phänomene zu richten. Folgt man dem Vorschlag von einem ‚weiten‘, sozialwissenschaftlich informierten Verständnis von Inklusion, dann bietet es sich auf den ersten Blick an, die Gemeinsamkeiten beider Konzepte in den Blick zu nehmen. Beide Konzepte interessieren sich für das Zusammenspiel von sozialen Differenzkategorien mit Blick auf soziale Ungleichheit. Beide betonen den sozialen Konstruktionscharakter von Differenz. Gleichwohl scheinen einige eigentümliche Anschlussprobleme zu existieren, die den Gegenstand des Beitrags bilden.

Schlüsselwörter

Weites Inklusionsverständnis, Intersektionalität, Gegenstandskonstitution, Exklusion, Ungleichheit

Summary

On the relation between intersectionality and inclusion research in educational science

The concepts of inclusion and intersectionality are popular in educational science because they permit an analysis of complex social phenomena. Based on the proposed ‘broad’ sociological understanding of inclusion, it makes sense to consider the similarities between the two concepts: both are interested in the interplay between social categories of differences; both underline the constructiveness of social differences. Nevertheless, problems arise from attempts to link the two concepts. These problems are the subject of the analysis in our contribution.

Keywords

‘broad’ understanding of inclusion, intersectionality, object of research, exclusion, inequality

1 Problematisierung der Relation von Inklusion und Intersektionalität

Das Thema Differenz hat sich bereits vor einigen Jahr(zehnt)en in der Kultur- und Sozialwissenschaft etabliert (Benhabib et al. 1993). Auch in der Erziehungswissenschaft, die im Zentrum der folgenden Ausführungen steht, haben differenztheoretische Debatten Einzug gehalten. Die dabei jeweils zum Einsatz gebrachten Theoriebezüge und Begriffe scheinen spezifischen zeit-räumlichen Konjunkturzyklen zu unterliegen. Theoretisierende und theoretisierte Begriffe wie Differenz, Diversität, Diversity, Heterogenität, Vielfalt oder etwa Unterschiedlichkeit bearbeiten u. a. die Zusammenhänge von pädagogischem Handeln, pädagogischen Praktiken und Diskursen, (Differenz-)Kategorien, Strukturen und Subjektivität. Die Begriffe und die mit ihnen verbundenen (Differenz-)Theorien und Konzepte tauchen in den letzten zehn bis 15 Jahren verstärkt im erziehungswissenschaftlichen Diskurs auf, diffundieren, transformieren sich selbst wie auch die Diskussion insgesamt, indem sie diese provozieren oder inspirieren. Einige der Begriffe

verlieren nach ihrem Auftauchen wieder an Relevanz, während andere sich langfristiger zu etablieren scheinen. Sowohl Inklusion als auch Intersektionalität erscheinen in dieser Gemengelage als zwei Konzepte, die sich aktuell in der Erziehungswissenschaft und dabei insbesondere in der schulbezogenen Forschung einer gewissen Popularität erfreuen, versprechen sie doch beide, den Blick auf komplexe soziale Phänomene zu richten. Folgt man dem Vorschlag eines ‚weiten‘, sozialwissenschaftlich informierten Verständnisses von Inklusion (Hinz 2005), das unterschiedliche soziale Differenzen als Konstruktion und in Relation zu Exklusion versteht (Sasse/Moser 2016), dann bietet es sich durchaus an, die Gemeinsamkeiten von Inklusion und Intersektionalität in den Blick zu nehmen und theoretische Synergien zu suchen (Budde/Humrich 2015). Denn beide Konzepte interessieren sich für das Zusammenspiel von sozialen bzw. kulturellen Differenzkategorien, für Fragen nach sozialer Ungleichheit, für Prozesse der Marginalisierungen, des Ausschlusses und der Teilhabe. Beide betonen entessentialisierend und deontologisierend argumentierend den sozialen Konstruktionscharakter von Differenzkategorien. Entlang dieser Ähnlichkeiten erscheint es zunächst naheliegend, die Schnittmenge beider Konzepte auszuleuchten.

Gleichwohl scheinen trotz dieser Ähnlichkeiten einige eigentümliche Anschlussprobleme zu existieren, die eine Bezugnahme erschweren und die den Ausgangspunkt des folgenden Beitrags bilden. Auch liegen in der deutschsprachigen Erziehungswissenschaft bislang kaum Texte vor, die beide Begriffe als gemeinsame Grundlage verwenden. So ergibt eine Recherche auf FIS Bildung, dass lediglich zwei Beiträge beide Begriffe bereits im Titel verwenden, selbst eine Freitextsuche dokumentiert lediglich 33 Treffer für die gemeinsame Verwendung von Inklusion und Intersektionalität.¹

Diese knappen Hinweise führen uns zu der These, dass der angenommene Zusammenhang zwischen beiden Konzepten aufgrund theoretischer Unschärfen, bislang fehlender erziehungswissenschaftlicher Fundierung, herausfordernder Gegenstandskonstitution sowie spezifischer Anschlussprobleme noch nicht wirklich besteht, sondern erst herzustellen wäre. Darüber hinaus argumentieren wir, dass alle Ansätze jeweils Perspektiven für zukünftige Forschung bereitzustellen vermögen. Dabei bezieht sich unser Text in seiner Argumentation vor allem auf Untersuchungen, die zum einen explizit Bezug auf die Begriffe Intersektionalität und/oder Inklusion nehmen und zum anderen einen Schulbezug aufweisen. Denn es finden sich zahlreiche Beiträge, die sich für Differenz interessieren, ohne jedoch Bezug auf die beiden Begriffe zu nehmen. Zwar liegen zum Ersten durchaus Studien vor, welche die Überschneidung mehrfacher Differenzlinien in den Blick nehmen, dabei allerdings auf das Konzept Intersektionalität verzichten (z. B. PISA-Konsortium Deutschland 2004), ebenso wie Ungleichheitsforschung, die ohne Bezug zur Relation von Inklusion und Exklusion auskommt (z. B. Krüger et al. 2011). Zum Zweiten gilt dies ähnlich für Inklusionsforschung, die den Begriff Intersektionalität noch wenig aufgegriffen hat, wenngleich sich einige Studien und Ansätze durchaus für mehrkategoriale Verflechtungen interessieren (Dederich 2015; Hinni/Zurbriggen 2018; Merl 2019). Zum Dritten existieren ebenfalls insbesondere machtna-

1 www.fachportal-paedagogik.de [Zugriff: 07.07.2019]. Uns ist bewusst, dass in der Datenbank nicht alle wissenschaftlichen Veröffentlichungen eingepflegt sind. Es wird keine methodisch abgesicherte Diskursbeschreibung vorgenommen, sondern Trends und Tendenzen in den erziehungswissenschaftlichen Publikationen identifiziert.

Intersektionalitätsforschung und Theorie der *Geschichten & Diskurse* – Versuch einer gemeinsamen Perspektive am Beispiel von Gatekeeping-Prozessen im Falle von Behinderung

Zusammenfassung

In dem Beitrag verbinden sich ein quantitativer und ein qualitativer Forschungsansatz mit dem Ziel einer differenzierten Untersuchung der Verhältnisse zwischen den Kategorien Behinderung, Geschlecht und Alter in den Lebensphasen Kindheit und Jugend. Die quantitative Studie setzt sich auf der Grundlage einer Sekundäranalyse mit Statistiken zum Empfang behinderungsspezifischer Ressourcen auseinander. Die qualitative Studie zielt mittels ExpertInneninterviews auf die Sinnkonstruktionen sog. Gatekeeper (TorwächterInnen) bei der Vergabe behinderungsspezifischer Ressourcen. In quantitativer Hinsicht besteht u. a. ein Ungleichgewicht in den Geschlechterverhältnissen. In qualitativer Hinsicht zeigt sich, dass die Zuschreibung von Behinderung und damit die Entscheidung über den Zugang zu behinderungsspezifischen Leistungen nicht allein auf der Kategorie Behinderung fußen, sondern dabei auch andere Kategorien als Sinndimensionen eine wichtige Rolle spielen. In diesem Zusammenhang wird unter verschiedenen Gesichtspunkten auch die Verbindung von Gatekeeping und sozialer Ungleichheit untersucht sowie das Konzept des Othering kritisch beurteilt.

Schlüsselwörter

Behinderung, Geschlecht, Alter, Gatekeeping, Soziale Ungleichheit, Othering

Summary

Intersectionality research and the theory of stories & discourses – An attempt at a common perspective using the example of gatekeeping processes in the case of disability

This article combines a quantitative and qualitative approach to conduct a differentiated examination of the relationships between disability, gender and age during childhood and adolescence. The quantitative study (a secondary analysis) critically examines statistics relating to the receipt of disability-specific resources. The qualitative study (an expert interview) focuses on the relevance of so-called gatekeepers when it comes to the allocation of disability-specific resources. There is a measurable inequality between the sexes which develops dynamically with age during childhood and adolescence. In qualitative terms, it appears that the attribution of disability and thus the possibility of receiving disability-specific benefits is not solely dependent on the disability itself but is also influenced by other factors. With this in mind, the article examines, from various viewpoints, the connections between gatekeeping and social inequality and critically evaluates the concept of othering.

Keywords

disability, gender, age, gatekeeping, social inequality, othering

1 Einleitung

Eine gemeinsame Perspektive von Intersektionalitätsforschung und der Theorie der *Geschichten & Diskurse* nach Siegfried Schmidt (2003, 2005) setzt eine Begründung dieser Anstrengungen voraus. Dieses Bedürfnis einer Begründung erwächst aus den fehlenden

oder zumindest problematischen erkenntnistheoretischen Grundlagen der Intersektionalitätsforschung, die insbesondere Marcus Emmerich und Ulrike Hormel (2013) dezidiert hervorgehoben haben. Eine gemeinsame Perspektive soll *beide* Seiten in ihren theoretischen Konturen und Analysemöglichkeiten schärfen (de Terra 2018). Der vorliegende Beitrag konzentriert sich auf die Problematik der Definition sowie des analytischen Gebrauchs von Kategorien, ohne sich allein auf die theoretische Ebene zu beschränken. Vielmehr soll das Potenzial für die empirische Forschung am konkreten Beispiel einer Studie zu Gatekeeping-Prozessen über den Zugang zu behinderungsspezifischen Ressourcen aufgezeigt werden, wobei den Kategorien Behinderung, Alter und Geschlecht besondere Aufmerksamkeit zukommt (zur Auswahlbegründung vgl. de Terra 2018: 26ff.). Die Ergebnisse dieser Studie wiederum dürften für die Beschäftigung der Intersektionalitätsforschung mit Behinderung (ex. Schildmann/Schramme/Libuda-Köster 2018) relevant sein.

2 Kategorien in der Intersektionalitätsforschung: Wovon ist hier eigentlich die Rede?

Von *der* Intersektionalitätsforschung zu sprechen soll nicht dazu verleiten, von einer einheitlichen Forschungsperspektive auszugehen. Intersektionalitätsorientierte Fragestellungen finden sich in zahlreichen wissenschaftlichen Disziplinen wieder. Daraus sind weitreichende, teilweise widersprüchliche Impulse für Theoriebildung und empirische Forschung erwachsen (ex. Walgenbach 2016, 2012; Emmerich/Hormel 2013; Lutz/Vivar/Supik 2010b; Winker/Degele 2009). Charakteristisch für die Intersektionalitätsforschung ist das Interesse an Formen sozialer Ungleichheiten, die erst durch das synchrone Zusammenwirken sozialer Ungleichheitskategorien entstehen. Aus diesem Wirkungszusammenhang ergeben sich die Spezifika von Machtkonstellationen (Walgenbach 2016: 214ff.) und widersprüchliche Wechselwirkungen. Ferner wird der Anspruch erhoben, sich theoretisch wie empirisch mit diesen Wechselwirkungen und daraus resultierenden Ungleichheitslagen zu befassen, die bisherige Forschungsansätze nicht erfassen konnten (Winker/Degele 2009: 78f.). In diesem Zusammenhang wird immer wieder die Konstruktion und Bedeutung von Relationen zwischen Kategorien diskutiert. Für die analyseleitende Auswahl von Kategorien durch ForscherInnen wurden verschiedene Problemlösungsstrategien entwickelt (de Terra 2018: 25ff.).

Eine Definition dessen, was unter Kategorien verstanden wird, wird allerdings häufig nicht geboten. Winker und Degele (2009) unterlassen in ihrem Entwurf einer intersektionalen Analyse eine Definition von Kategorien. Walgenbach gibt lediglich an, soziale Kategorien als „heuristische Instrumente, die nicht essentiell oder ontologisch vorgegeben sind“ (Walgenbach 2007: 62), zu fassen. Villa (2010) beschreibt zwar die Fragilität und Begrenztheit dessen, was als Kategorien dient und zur Sinnproduktion genutzt wird. Doch auch hier fehlt es an einer differenzierten Auseinandersetzung mit Definitionsansätzen. Hornscheidt hält zwar ForscherInnen vor, dass Kategorien als selbstverständliche Grundlagen behandelt werden und mit unterschiedlichen Kategorien-Konzeptionierungen gehandelt werde, eine erkenntnistheoretisch fundierte Definition von Kategorien liefert aber auch Hornscheidt nicht (Hornscheidt 2007: 71ff.). Über den Wirkungszusammenhang, in dem Kategorien zueinander stehen und wie sich damit

Intersektionale Inklusion? Disability Studies und Kritische Migrationsforschung als Alternativen zu hegemonialer Wissensproduktion

Zusammenfassung

Dieser Beitrag thematisiert ungleiche Machtverhältnisse sowie Prozesse der VerÄnderung in der Wissensproduktion und -vermittlung, wofür Inklusion sowie Intersektionalität als analytische Werkzeuge dienen. Im Fokus steht dabei die Erziehungswissenschaft, die sich zwar bereits länger mit dem Zusammendenken sozialer Kategorien auseinandersetzt, weniger jedoch aus einer explizit intersektionalen und machtanalytischen Perspektive. Ausgehend von Entwicklungen in den Disability Studies sowie der Kritischen Migrationsforschung basiert unsere Argumentation für eine intersektionale Inklusion in Wissensproduktion und -vermittlung auf der Kritik dieser beiden Forschungsrichtungen an hegemonialen Ansätzen. Wir erachten insbesondere einen explizit feministischen Zugang als notwendig dafür, Inklusion und Intersektionalität zusammen zu denken. Der Beitrag zeigt auf, dass eine kritische Reflexion mehrdimensionaler Benachteiligungen und Privilegierungen nicht zuletzt im Kontext erziehungswissenschaftlicher Forschung und Lehre eine produktive Herausforderung ist.

Schlüsselwörter

Intersektionalität, Inklusion, Diversity, Othering, Wissensproduktion, Machtverhältnisse

Summary

Intersectional inclusion? Disability studies and critical migration research as alternatives to hegemonic knowledge production

This article addresses unequal power relations as well as processes of othering in knowledge production and transfer. The concepts of inclusion and intersectionality serve as analytical tools. The focus is on educational science, where scholars have long engaged with the links between several social categories, but rarely from intersectional perspectives that analyse asymmetric power relations. Based on the critique of hegemonic approaches in disability studies and critical migration research we argue in favour of intersectional inclusion in knowledge production and transfer and call for an explicitly feminist approach. Both in terms of research and university teaching in educational science in particular, critically reflecting on multidimensional marginalization and privilege remains a productive challenge.

Keywords

intersectionality, inclusion, diversity, othering, knowledge production, power relations

1 Einleitung

Intersektionalität (Crenshaw 1989) hat in der deutschsprachigen Frauen- und Geschlechterforschung mit einiger Verzögerung gegenüber den Auseinandersetzungen rund um Marginalisierung und Privilegierung innerhalb der US-amerikanischen Frauenbewegung Eingang gefunden. Inzwischen stellt Intersektionalität jedoch einen der wichtigsten Zugänge aktueller Debatten dar. Ein ‚integrales‘ Denken in Intersektionalitäten (Walgenbach 2007: 58) fordert und fördert Hegemonieselbstkritik, die zur Destabilisie-

rung von Herrschaftsverhältnissen beitragen soll. Einzelkategorien wie Geschlecht oder Klasse werden zunehmend als interdependent gedacht und Intersektionalität mit vielfältigen Denktraditionen ins Gespräch gebracht. So wird etwa mit der Denkfigur ‚Queer Intersectionality‘ der genuin (hetero)normativitätskritische Ansatz der Queer Theory mit Intersektionalität in Beziehung gesetzt, um unterschiedliche Machtstrukturen in den Blick zu nehmen (vgl. Dietze 2008).

In der Erziehungswissenschaft, die in diesem Beitrag im Fokus steht, existiert dagegen zwar eine lange Tradition, soziale Kategorien zusammen zu denken, Intersektionalität als Konzept wurde allerdings erst Anfang der 2000er-Jahre populär. Dieser Zugang wird bislang vor allem von Forscher_innen aufgegriffen, die sich mit Rassismus sowie Klassismus beschäftigen und sich in Geschlechterforschung und/oder interkultureller Pädagogik bzw. Migrationspädagogik verorten (vgl. Walgenbach 2014). In den deutschsprachigen Disability Studies begannen Auseinandersetzungen unter dem Begriff der Intersektionalität etwas später (vgl. Raab 2012; Waldschmidt 2004).

Im Hinblick auf Inklusion sieht sich die Erziehungswissenschaft laut einer Stellungnahme der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft (DGfE) (zitiert in Pühr 2017) als mit Expertise ausgestattet. Die DGfE bezieht sich dabei auf Forschung zu Behinderung, Diversity, Frauen- und Geschlechterforschung sowie Interkultureller Pädagogik; das Dokument bleibt jedoch in Bezug auf die als eines der Ziele formulierte Analyse der intersektionalen Dimensionen von Inklusion/Exklusion weitgehend unspezifisch (vgl. Pühr 2017). Das Zusammenführen und -denken von Inklusion und Intersektionalität ist vor diesem Hintergrund dringend notwendig.

Gleichzeitig liegt der Fokus des erziehungswissenschaftlichen Diskurses bislang eher auf Inklusion und Intersektionalität in institutionellen Bildungskontexten denn auf einer Reflexion eigener Wissensproduktion und asymmetrischer Machtverhältnisse. Um hegemoniale Strukturen (selbst-)kritisch zu analysieren, kann daher eine Orientierung an gesellschaftskritischen Forschungsrichtungen sinnvoll sein, die sich aus der Selbst- bzw. Interessensvertretung marginalisierter Personen entwickelt haben. Zum einen die Disability Studies (vgl. Köbsell 2012) und zum anderen die Kritische Migrationsforschung (vgl. Mecheril et al. 2013) verstehen sich als Gegenbewegungen zu hegemonialen, paternalistischen Machtstrukturen. Die Bewegungen haben feministische Perspektiven in unterschiedlichem Ausmaß berücksichtigt. Zwar sind in ihnen seit jeher Frauen tätig, die jeweilige vermeintliche „Masterkategorie“ (vgl. Raab 2012: 6) überschattet aber z. T. intersektionale Zugänge und damit die Anliegen von Frauen.

Ausgehend von den Grundsätzen der Disability Studies und der Kritischen Migrationsforschung werden in diesem Beitrag sowohl Behinderung als auch Migration als soziokulturelle Konstruktionen verstanden. Zentral für eine intersektionale Auseinandersetzung ist dabei die Einbeziehung der Kategorie Geschlecht sowie weiterer Aspekte mehrdimensionaler Benachteiligung. Gerade weil Intersektionalität in den Disability Studies und der Kritischen Migrationsforschung bislang z. T. unzureichend berücksichtigt wurde, plädieren wir für eine explizit feministisch-intersektionale Perspektive in beiden Feldern. Zu berücksichtigen gilt, dass Geschlecht immer (mit)konstitutiv für Prozesse der VerÄnderung (Reuter 2002: 143) in Verbindung mit weiteren Etikettierungen ist. Daher ist Ziel dieses Beitrags, die Relevanz von, wie wir sie bezeichnen, *intersektionaler Inklusion* aufzuzeigen.

Intersektionalität: praktisch oder nicht? Kritische Anmerkungen aus Sicht verschiedener Praxisfelder Sozialer Arbeit

Zusammenfassung

Das Intersektionalitätskonzept wird im akademischen Feld hinsichtlich der Frage nach sozialer Ungleichheit, Macht und Herrschaft mittlerweile breit diskutiert. Dieser Beitrag wird den Fragen nachgehen, ob bzw. wie bekannt das Konzept im Feld der Praxis Sozialer Arbeit ist, wie Praktiker*innen das Konzept im Hinblick auf ihren professionellen Alltag beurteilen und welche Weiterentwicklungen aus ihrer Sicht notwendig wären. Grundlage bildet die Diskussion mit verschiedenen Praxiseinrichtungen der Ostschweiz, welche ich im Zeitraum eines Jahres aufsuchte, um das Konzept vorzustellen und zu diskutieren. Es zeigte sich, dass Intersektionalität als Begriff und Konzept nicht bekannt ist, eine Fokussierung von Mehrfachdiskriminierungen aber sehr wohl praktiziert wird. Als macht- und herrschaftskritisches Analyseinstrument löste der Intersektionalitätsansatz in mehrerer Hinsicht Aha-Erlebnisse bei den Praktiker*innen aus und wurde vor allem für die kritische Selbstreflexion sowie für die Ent-Individualisierungsarbeit von Adressat*innen sehr geschätzt. Weiterentwicklungsbedarf wurde hinsichtlich handlungsbezogener Konsequenzen formuliert.

Schlüsselwörter

Intersektionalität, Mehrfachdiskriminierung, Soziale Arbeit, Soziale Ungleichheit, Macht- und Herrschaftsstrukturen

Summary

Doing intersectionality? The critical views of social workers of the concept of intersectionality

Intersectionality is currently being widely discussed as part of the academic debate about social inequality, power and domination. This article focuses on the issues of whether and to what extent intersectionality is known in the field of social work, whether social workers judge the concept as helpful or not for their day-to-day professional work, and which revisions they consider to be necessary. To that end, I visited 10 social institutions in different fields of social work in Switzerland over a period of 12 months to present and discuss the concept. It became clear that practitioners are unaware of the concept of intersectionality, but also that the struggle against multiple discrimination is widespread and regarded as self-evident. All those I spoke to felt that intersectionality is very useful for analysing the structures of power and domination, and in particular for critical self-reflection, as well as for countering the tendency to individualize clients' situations. There was felt to be a need to draw the relevant consequences for day-to-day work.

Keywords

intersectionality, multiple discrimination, social work, social inequality, power and domination

Im akademischen Feld werden Fragen um In- und Exklusion, soziale Ungleichheit, Macht und Herrschaft aktuell vielfach unter dem Stichwort „Intersektionalität“ diskutiert (exemplarisch Riegel 2010, 2016; Walgenbach 2012; Winker/Degele 2009), vielfach werden dabei auch intersektionale Implikationen hinsichtlich professionellen Handelns in Sozialer Arbeit beleuchtet. Vor allem im Feld der Anti-Bias-Arbeit gibt es zahl-

reiche methodische Tools für eine antidiskriminierende, macht- und herrschaftskritische Praxis.¹ Schließlich wird das Intersektionalitätskonzept auch vermehrt in Studiengängen Sozialer Arbeit thematisiert. Der Gewinn intersektionaler Perspektiven auf Inklusion liegt dabei nicht in völlig neuen ungleichheitsbezogenen Fragen oder theoretischen Hintergründen. Vielmehr gelingt es Intersektionalität, sehr komplexe Prozesse und Strukturen der In- und Exklusion konsequent macht- und herrschaftskritisch zu identifizieren, indem strukturelle, symbolische sowie subjektive Perspektiven aufeinander bezogen werden (Winker/Degele 2009; Bronner/Paulus 2017).

Dieser Beitrag geht zunächst der Frage nach, wie bekannt das Intersektionalitätskonzept im Feld der *Praxis Sozialer Arbeit* ist, deren Adressat*innen auf ganz unterschiedliche Weise von In- und Exklusion in oder aus gesellschaftlichen Teilsystemen betroffen sind. Weiter wird die Frage erörtert, wie *brauchbar* Sozialarbeitende das Intersektionalitätskonzept für ihren konkreten professionellen Alltag beurteilen, und daran anschließend, ob es aus ihrer professionellen Sicht Weiterentwicklungen, Überarbeitungen, Hilfsmittel o. ä. gäbe, um Intersektionalität für praktische Fragen und Handlungsmöglichkeiten zu nutzen. Hintergrund ist das Ende 2017 erschienene *Lehrbuch Intersektionalität* (Bronner/Paulus 2017), welches unter anderem den Anspruch hat, Studierenden und Praktiker*innen einen verständlichen Einblick ins Thema zu bieten. In Lehrveranstaltungen mit Studierenden, so meine Erfahrung, wird das Konzept als sehr spannend und analytisch hilfreich diskutiert, handlungspraktische Konsequenzen bleiben – zumindest aus studentischer Sicht – überwiegend offen. Diese Fragen beschäftigen auch viele Praktiker*innen, wie sich weiter unten zeigen wird. Nach Erscheinen des Buches suchte ich daher verschiedene Praxiseinrichtungen der Ostschweiz auf, um zu erfahren, wie bzw. ob Intersektionalität als Begriff und Konzept bekannt ist (1), wie Sozialarbeitende vor dem Hintergrund ihrer alltäglichen, professionellen Handlungszusammenhänge das komplexe Konzept beurteilen (2), und schließlich, welche konstruktive Kritik sie mir mitgeben, um das Konzept für eine antidiskriminierende, inkludierende Praxis weiterzuentwickeln (3).² Insgesamt wurden im Jahr 2018 zehn Einrichtungen in den Feldern Kinder- und Jugendhilfe, Menschen mit Beeinträchtigung, Suchthilfe, Migration und Alter besucht, wobei jeweils verschiedene Hierarchiestufen beteiligt waren (von Teamsitzungen bis Leitungsebene). Ein knappes Jahr später wurden die Praxiseinrichtungen eingeladen, die aus ihren Rückmeldungen gezogenen Schlüsse hinsichtlich methodischer Tools, forschungsrelevanter Fragen sowie lehrbezogener Konsequenzen abermals zur Diskussion zu stellen.

Mein Beitrag wird die Essenz der verschiedenen Diskussionen skizzieren und die daraus resultierten Überarbeitungen intersektionaler Hilfsmittel vorstellen. Hierfür wird zunächst ein Schnelldurchlauf durch die Geschichte des Intersektionalitätskonzepts unternommen, um deutlich zu machen, dass die in Theorie und Praxis unter dem Stichwort *Intersektionalität* diskutierten Aspekte eine längere Geschichte haben als der Begriff selbst. Sodann wird mein Vorgehen in den Praxiseinrichtungen beschrieben, Anmerkun-

1 Konkrete Übungen und Arbeitskonzepte stellen z. B. Initiativen und Institute im Rahmen der Anti-Bias-Arbeit oder Social-Justice-Trainings zur Verfügung. Siehe z. B. www.portal-intersektionalitaet.de.

2 Eine kurze Reflexion meiner Eindrücke nach einem ersten Praxisdurchlauf wurde im März 2019 in der Fachzeitschrift *Sozial Aktuell* des Berufsverbands Soziale Arbeit Schweiz, Avenir Social, publiziert (Nr. 3, März 2019).

Aufsätze: Offener Teil

Lisanne Heilmann, Iddo Gal, Anke Grotlüschen

Do higher skill levels lead to better outcomes? The disproportionality between skills and outcomes for women

Zusammenfassung

Führen höhere Kompetenzen zu größerem Erfolg? Ungleiche Effekte von Kompetenzen für Männer und Frauen

Wir wissen, dass auf dem Arbeitsmarkt eine Vielzahl von Mechanismen greift, die Frauen und Männer ungleich positionieren und deren Erfolgchancen beeinflussen. Dennoch bleibt in unseren meritokratischen Gesellschaften die grundlegende Annahme, dass höhere Kompetenzen und (persönliche oder gesellschaftliche) Investitionen in Bildung zu einer größeren Gleichberechtigung beitragen könnten. Doch trifft dies tatsächlich für Männer und Frauen gleichermaßen zu? In diesem Artikel prüfen wir anhand der PIAAC-Datensätze (Adult Skill Survey) für 13 europäische Länder, in welchem Maße die Kompetenzen von Männern und Frauen mit deren Positionen im Arbeitsmarkt korrelieren. In multivariaten Regressionen wird in der vorliegenden Untersuchung festgestellt, dass der Zusammenhang von Kompetenzen und Erfolg für Männer proportional verläuft, während dies für Frauen nicht der Fall ist. Ein Mehr an Fähigkeiten führt für sie keineswegs zu höheren Positionen oder Einkommen. Dies gilt sowohl für das monatliche Einkommen als auch für das Innehaben von Führungspositionen. Frauen haben im Schnitt höhere Kompetenzen als Männer bei ähnlicher Bezahlung und ähnlichen Positionen.

Schlüsselwörter

PIAAC, Grundkompetenzen, Geschlechterungerechtigkeit, Arbeitsmarktdiskriminierung, Einkommensungleichheit

Summary

This paper looks at men's and women's positions in the labour market and relates them to their basic skills. In a meritocratic society higher skills are supposed to relate to higher outcomes. We question whether this relation is equally true for men and women. Using data for 13 countries from the OECD Survey of Adult Skills (PIAAC), an international large-scale assessment, this paper examines monthly wages and a person's probability to be in a managerial position. Our analyses show that, on average, men with higher skills get higher wages and have a higher probability to be in a managerial position than women with equally high skills. We show that the relation between skills and outcomes is more proportional for men than for women and that the gender pay gap does apply to women and men with similar skills. In addition, the results highlight a gap in managerial positions between men and women with the same basic skills.

Keywords

PIAAC, basic skills, gender bias, labour market discrimination, income inequality

1 Introduction

Women and men in the workplace often face different challenges. Much has been written about phenomena such as the gender pay gap (e.g. Auspurg/Hinz/Sauer 2017; Goldan 2019; OECD 2017b), suggesting that the labour market provides different chances for men and women to have their skills acknowledged. However, the mechanisms underlying gender equity in the labour market are complex and subject to debate in numerous disciplines and worthy of further analysis. This paper aims to contribute to the extant literature by focusing on actual competencies, a factor which has received little attention in the literature. We examine the influence of basic skills on success in the labour market for men and women across a range of countries. In meritocratic societies as ours, skill is expected and claimed to be a determining factor for labour market outcomes. We challenge this assumption by analysing how basic skills relate to two key outcomes: monthly income and hierarchical position.

2 Gender

The labour market represents a key life situation in which people are confronted with specific gender-biased expectations. Examples of women who have rebelled against these expectations can be found everywhere and at various points in history. Women like Simone de Beauvoir are often regarded as the founding generation for a theorization of women, gender and later on queer studies (Babka/Posselt 2016: 31). It has become increasingly accepted that “being a woman” is a product of social power relations or social manipulations (Wittig 1992 [1981]: 246) rather than biologically or psychologically determined. Probably one of the most prominent elaborations of these thoughts was conducted by Judith Butler who claimed that not only social gender but also sexes are socially constructed as they are determined by power relations (Butler 1990). The way a system addresses people determines their social position (Butler 2013).

Mainstream labour markets tend to address people as one of two genders. To analyse potentially discriminating mechanisms we use the terms ‘male’ and ‘female’, not necessarily referring to gender identity but to the way people are being addressed by society and by a hegemonic discourse. When we talk of *women* in the workplace, we talk about those who are deemed female by their (workplace) environment.

The unequal positioning of men and women in the labour market is more complex than any single discriminatory mechanism. A multitude of different mechanisms are disadvantaging women. In the following sections, we will give a brief overview of research on specific moments of differentiation and gender-based exclusion in the labour market. These are, among others: (1) keeping women outside of the labour market, (2) the devaluation of women’s labour, and – next to these structural, often invisible, discriminatory mechanisms – (3) women being faced with direct and indirect workplace discrimination.

2.1 Gaps in employment and division of labour

In meritocratic societies, one might expect that success in the labour market is awarded according to performance and proficiency. Regarding gender, a variety of mechanisms influence and determine economic outcomes. One explanation of different monthly incomes is the division of labour. Men are more likely to be in paid work and in full-time jobs (OECD 2017a). Even if both partners have paid jobs, a cross-national study showed how gender expectancies still influence the division of housework and disadvantage women (Aassve/Fuochi/Mencarini 2014). Polachek (2004) showed that married women with children earn less than married women without children and that married women who space their births widely apart receive even lower wages, compared to married men. This shows that it is not the number of children but the social construction of gender and parental roles which influence the worktime/pay distribution (Prietl 2015). The bigger economic dependencies and difficulties are, the more pronounced is gender inequality regarding division of household labour (Aassve/Fuochi/Mencarini 2014).

Such phenomena are not restricted to domestic labour: A qualitative British study by Theresa O’Keefe and Aline Courtois (2019) showed that women in academia often work in precarious situations and take care of the necessary reproductive work. This allows those in higher positions to further follow their own career paths without remunerating or acknowledging the women’s labour and achievements.

2.2 Pay gaps, segregation and devaluation

Pay gap issues have been discussed by many scholars and advocacy groups (Auspurg/Hinz/Sauer 2017: 184f.). Gender employment gaps have been narrowing over the past decade (OECD 2017b: 142) but the gender pay gap among full-time workers has remained unchanged at just below 15 percent since 2010 and is especially large in favour of men among higher income earners (OECD 2017a). Similarly, women with a PhD benefit less from their high educational attainments in terms of income or their probability to be in a managerial position (Goldan 2019). Generally, men and women have different chances of being promoted in hierarchical structures. The *glass ceiling* is a term firstly introduced in the mid-1980s to describe an “invisible barrier for women and minority groups, preventing them from moving up the corporate ladder” (Weyer 2007: 483). This ‘ceiling’ might be based on different (gender) expectations, a gender bias in competence evaluation or the difficulty for women to combine a managing position with family life (Weyer 2007; Cotter et al. 2001).

In addition, more men than women seem to work in higher paid occupational fields of work (occupational segregation; Charles 2003). For example in Nicaragua, where women on average have higher educational attainments, gendered occupational segregation showed to be “an important phenomenon for understanding the persistence of income differences” (Herrera/Dijkstra/Ruben 2019: 21). Men working in predominantly female-oriented fields have significantly higher chances of being promoted and better paid (Dill/Price-Glynn/Rakovski 2016; Price-Glynn/Rakovski 2012). Women who work in highly segregated labour markets often experience even higher devaluation of their labour (Cohen/Huffman 2003).

Gender Health Gap als Folge ungleicher Vernutzungsbedingungen von Arbeitskraft und Arbeitsvermögen

Zusammenfassung

Der Beitrag geht der Frage nach, ob sich geschlechtsbezogene Ungleichheit zum Nachteil von Frauen nicht nur an Verdienstnachteilen und an eingeschränkten Aufstiegsmöglichkeiten festmachen lässt, sondern auch an den Vernutzungsbedingungen von Arbeitskraft und Arbeitsvermögen und mit ihnen der Gesundheit. Anhand quantitativer und qualitativer arbeitssoziologischer Untersuchungen wird gesundheitliche Ungleichheit geschlechterbezogen erforscht. Es wird gezeigt, dass im Feld der Erwerbsarbeit und im Feld der Sorge- und Hausarbeit Frauen höheren Gesundheitsrisiken ausgesetzt sind als Männer, die Arbeitswelt demnach auch durch einen *Gender Health Gap* gekennzeichnet ist.

Schlüsselwörter

Gesundheitliche Ungleichheit, Arbeitsschutz, Gesundheitsschutz, Erwerbsarbeit, Gender Health Gap

Summary

The gender health gap as a consequence of unequal conditions for the release of labour and work capacity

The article explores whether gender-based inequality to the detriment of women can not only be mapped to pay disparities and limited opportunities for advancement, but also to the conditions for the release of labour and, as a result, health. Based on own quantitative and qualitative labour sociology studies we investigated health inequality from a gender-based perspective. The article shows that when it comes to both gainful employment and care and housework, women are exposed to greater health risks than men, which means that the world of work is also characterized by a gender health gap.

Keywords

health inequalities, occupational safety, occupational health, employment, gender health gap

1 Vom Gender Pay Gap zum Gender Health Gap?

Geschlechterrollenbilder und geschlechtlich konnotierte Kompetenzzuschreibungen prägen seit jeher die Arbeitswelt. So werden Männer in der Regel mit einer höheren technischen Fachkompetenz und Durchsetzungsfähigkeit assoziiert. Frauen, so die Annahme, sind prädestiniert für Berufe und Tätigkeiten, in denen es darum geht, besonders freundlich und mitfühlend zu sein. Aus diesen Erwartungen leiten sich unterschiedliche Bewertungsgrade und Anforderungsniveaus ab, die sich noch in den 1950er- und 1960er-Jahren in Tarifverträgen in Form von Frauenlohngruppen und Frauenabschlagsklauseln niederschlugen. Auch heute wird aus der Tatsache, dass der Anteil von Frauen in atypischer (vor allem Teilzeitstellen) und prekärer Beschäftigung höher ist als jener von Männern, der Schluss gezogen, dass letztere als „Haupternährer“ stärker an Erwerbsarbeit und Karrieren orientiert und daher mit höheren Anforderungen an ihre Be-

lastbarkeit und Einsatzbereitschaft konfrontiert sind. Der anhaltende *Gender Pay Gap*, der je nach beruflicher Position in Deutschland derzeit zwischen sechs und 21 Prozent (WSI 2018b) beträgt, hat hier seine Verankerung. Es ist dieser Aspekt der ungleichen materiellen Gratifikation, der vor allem in den Debatten um die weiterhin bestehende berufliche Segregation qua Geschlecht problematisiert wird. Gleichstellungspolitik zielt daher vornehmlich auf den Abbau geschlechtshierarchischer Verdienstunterschiede und auf Arbeitszeitmodelle, die sowohl Erwerbs- als auch Sorgearbeit möglich machen sollen. Beide Aspekte verweisen auf die notwendigen äußeren Lebensumstände zur Reproduktion der Ware Arbeitskraft.

Spätestens seit der Nachkriegsphase des Fordismus gelten jedoch nicht nur die Reproduktion, sondern auch der langfristige Erhalt der Arbeitskraft und damit eine unversehrte Beschäftigtengesundheit zu den Elementen des zeitgenössischen Rechtfertigungssystems des Kapitalismus (Boltanski/Chiapello 2003). Denn über die altersbedingte Vernutzung der Gesundheit hinaus droht diese durch eine überbeanspruchende Arbeit „scheibchenweise“ vorzeitig zu verschleifen oder auch abrupt durch einen Arbeitsunfall verloren zu gehen. Eine intakte, in vielerlei Hinsicht strapazierfähige Arbeitskraft ist jedoch auf ihre Gesundheit angewiesen. Der nachhaltige Umgang mit ihr ist daher immer schon Gegenstand arbeitspolitischer Aushandlungen gewesen. Arbeitspolitik und Arbeitssoziologie sind am sog. Normalarbeitsverhältnis (unbefristet, mindestens 21 Wochenstunden, sozialversicherungspflichtig sowie tarifliche Normierung) orientiert, das unterstellt, Arbeitskraft sei geschlechtsneutral. Beschäftigt man sich mit den Arbeitsbedingungen weiblicher Arbeitskraft eingehender, stellt man jedoch fest, dass diese immer schon in hohem Maße Gesundheit vernutzend waren und noch sind. Auch deshalb, weil Frauen häufiger als Männer auf Arbeitsplätzen mit einem hohen betrieblichen Prekaritätspotenzial eingesetzt werden¹ und somit von Betriebsvereinbarungen zum Schutz der Arbeitskraft ausgeschlossen sind. Hinzu kommt, dass Menschen auf prekären Arbeitsplätzen kaum in Strukturen informeller Kollegialität integriert sind und eine geringere Betriebszugehörigkeit aufweisen, die Vorgesetzte vielfach mit einem Mangel an Betriebsverbundenheit gleichsetzen und mit einer ausgeprägten Überwachung ihrer Arbeit begegnen (Mayer-Ahuja 2003: 53). Beide Merkmale – die ausgeprägte managerielle Kontrolle und damit geringe Autonomie bei der Arbeit sowie das Fehlen von Ressourcen wie Kollegialität, die Arbeitsbelastungen kompensieren und minimieren – könnten die Vernutzungsbedingungen der Arbeitskraft von Frauen beeinflussen. Ohnehin partizipieren Frauen weitaus seltener an den Sicherheitsstandards sozialpolitisch regulierter abhängiger Beschäftigung als Männer (Mayer-Ahuja 2003: 51f.). Dies gilt auch für den Arbeits- und Gesundheitsschutz (AGS), dessen Instrumente für Beschäftigungsverhältnisse jenseits des Normalarbeitsverhältnisses nicht oder nur eingeschränkt greifen (Becker 2015). Eine Folge davon ist, dass die AGS-Standards für Stammbeschäftigte unter Normalarbeitsbedingungen weitaus höher sind als für prekär Beschäftigte wie Leiharbeiter*innen und Werkvertragsnehmer*innen (Becker 2016). Ob das auch für weibliche Beschäftigte allgemein gilt, wurde bisher nicht erforscht. An dieser Forschungslücke setzt der Beitrag an und untersucht, ob jene Erwerbsarbeit, die

1 In der DDR waren Männer und Frauen, wenn es sich nicht um höhere berufliche Positionen handelte, weitgehend gleichgestellt, was auch arbeitskraftpolitische Gründe hatte. Zur Normalität gehörte auch, dass Frauen neben ihrer Vollerwerbstätigkeit Sorgearbeit leisteten.

“Please, bring me some coffee”: Illegitimate tasks as the explanation for the relationship between organisational sexism and occupational well-being

Zusammenfassung

„Bringen Sie mir bitte einen Kaffee“: illegitime Aufgaben als Erklärungsansatz für den Zusammenhang von sexistischem Betriebsklima und Wohlbefinden am Arbeitsplatz

Während offensichtliche Formen des Sexismus in Organisationen zurückgehen, werden verdeckte Formen zur Regel. In diesem Artikel wird argumentiert, dass illegitime Aufgaben eine versteckte Form geschlechterspezifischer Diskriminierung und Belästigung darstellen. Zur Untermauerung dieses Arguments werden Belege für die Auswirkungen von Sexismus auf das berufliche Wohlergehen vorgelegt, die durch illegitime Aufgaben hervorgerufen werden. Insbesondere analysieren die Autorinnen den Zusammenhang zwischen sexistischem Betriebsklima und illegitimen Aufgaben sowie deren Auswirkungen auf die Arbeitszufriedenheit und die psychische Befindensbeeinträchtigung (Irritation). Die für die Analyse verwendeten empirischen Daten stammten aus einer Querschnittstudie mit einer Stichprobe deutscher Psycholog*innen. Auch nach Kontrolle des Effekts der Geschlechtszugehörigkeit belegen die Daten die negativen Auswirkungen von sexistischem Betriebsklima auf Irritation und Arbeitszufriedenheit, die durch die Übernahme illegitimer Aufgaben entstehen.

Schlüsselwörter

Sexistisches Betriebsklima, Illegitime Aufgaben, Irritation, Human Resources, Arbeitszufriedenheit, Wohlbefinden am Arbeitsplatz

Summary

While overt forms of sexism in organisations are on the decline, covert ones are becoming the norm. This article argues that illegitimate tasks are a disguised form of gender-based discrimination and harassment. To support this argument, evidence is provided about the effects of sexism on occupational well-being that are caused by undertaking illegitimate tasks. The authors focus on the relationship between sexist organisational climate and illegitimate tasks and the resulting effects on job satisfaction and irritation. The empirical data used in the analyses were obtained from a cross-sectional study of a sample of German psychologists. After controlling for the effects of gender, the results provided evidence of the negative effects that a sexist organisational climate has on irritation and job satisfaction, mediated by illegitimate tasks.

Keywords

sexist organisational climate, illegitimate tasks, irritation, human resources, job satisfaction, occupational well-being

1 Introduction

From the 1980s onwards, organisational scholars have tried to explain and counteract sexual harassment against women in the workplace. Pioneers like Till (1980) and Fitzgerald (Fitzgerald et al. 1988) demonstrated that harassment was a *problem* and that its negative consequences *existed*. Today, it is politically incorrect to question the negative effects of sexual harassment (although post-feminist backlash is increasing, see McRobbie 2011). In addition, there is greater acknowledgement of the negative consequences of sexual harassment against men who do not conform to stereotypical masculinity (Stockdale/Visio/Batra 1999) and lesbian, gay, bisexual, transgender, and queer (LGBTQ) employees (García Johnson/Otto 2019). The gain in rights and legal coverage related to gender discrimination and harassment invites to think about the improvements achieved in gender-equality matters. Nevertheless, sexism, rather than disappearing, has changed its expression and adopted subtler forms that can be as damaging as overt ones (Leskinen/Cortina 2013).

In this paper, the negative link between organisational sexism and occupational well-being is explained through the mediation effect of *illegitimate tasks*, a task-level stressor.

2 Theoretical background

In this section, the study model and hypotheses are defined, and their relationships are explained.

2.1 Organisational sexist climate and occupational well-being

In this paper, two constructs were chosen to account for occupational well-being. *Irritation* refers to subjectively perceived strain derived from uncertainty thoughts and feelings about the accomplishment of important goals in occupational contexts (Mohr/Rigotti/Müller 2005). In addition, irritation plays a key role as mediator of the relationship between social stressors at work and depressive symptomatology (Dormann/Zapf 2002). *Job satisfaction* describes how satisfied an individual is with different aspects of their own work, such as career opportunities and social climate (Neuberger/Allerbeck 1978). It has been found to predict performance (Judge/Bono 2001), and organisational commitment (Culibrk et al. 2018; Judge/Bono 2001).

In an organisation with a highly *sexist climate*, sexism permeates most of what is said, thought of, and done (Franke 1997). In such contexts, gender harassment against women and LGBTQ individuals is tolerated or promoted (Leskinen/Cortina 2013; Rabelo/Cortina 2014). In addition, men who appear as feminine or non-compliant to traditional masculinity are also susceptible to the negative effects of organisational sexism (Stockdale/Visio/Batra 1999). Hence, considering the available evidence, it is probable that a sexist climate negatively influences employees' well-being.

Geburt im Spannungsfeld von Interaktion, Professionalität und Gewalterfahrungen

Zusammenfassung

Der zunehmende Wandel durch eine Ökonomisierung des Gesundheitssystems und die damit verbundenen strukturellen Veränderungen zeigen Auswirkungen auf die Geburtshilfe. Hierbei ist besonders der Bereich um Gewalt unter der Geburt in den letzten Jahren im öffentlichen Diskurs vermehrt in den Fokus gerückt. Der vorliegende Beitrag analysiert das Thema von Gewalt unter der Geburt im Kontext von Interaktion und Professionalität. Er arbeitet am Beispiel eines Geburtsberichts Gewalterfahrungen heraus und untersucht diese im Kontext professionalisierter Interaktionen. Gezeigt wird, welche interaktionalen Prozesse Gewaltformen unter der Geburt beeinflussen und welche Interdependenzen sich mit der Professionalität von Geburtshelfer*innen ergeben. Der Beitrag forciert eine mikroperspektivische Sicht auf Interaktions- und Kommunikationsansätze, bei der sowohl die Kommunikationsebene als auch die Selbstbestimmung von Frauen als wesentlich verstanden werden.

Schlüsselwörter

Gewalt, Geburt, Ökonomisierung, Kommunikation, Selbstbestimmung, Trauma

Summary

Birth between interaction, professionalism and experienced violence

The increasing economization of the health-care system and the associated structural changes are having an impact on obstetrics. The issue of violence during childbirth has increasingly come to the fore in recent years, especially in the public discourse. The article looks at the issue of violence during childbirth by analysing the interface between interaction and professionalism. Using the example of a birth report, the article elaborates the experiences of violence in the context of interaction and professionalization. It shows the interactionist processes which influence forms of violence during childbirth and the interdependences which result from the professionalism of obstetricians. The article provides a micro-perspective view of interaction and communication approaches, in which the communication level and the self-determination of women in particular are understood as being key.

Keywords

violence, birth, economization, communication, self-determination, trauma

1 Einleitung

Der historische Wandel durch eine Ökonomisierung des Gesundheitssystems und die damit verbundenen strukturellen Veränderungen betreffen auch die Geburtshilfe (vgl. Jung 2017: 33). In den letzten 20 Jahren zeigen sich strukturelle Änderungen in der geburtshilflichen Versorgungsstruktur durch Kreißaalschließungen und Hebammenmangel, bei gleichzeitiger Zunahme an technisierter und interventionsreicher Geburtsmedizin (vgl. Jung 2018: 63). Die Ökonomisierungstendenzen der Geburtshilfe und die Praxis des Gebärens sind bereits seit den 1970er-Jahren in der Frauen- und Geschlechterforschung sowie in Public-Health-Diskursen untersucht worden, ohne dabei näher auf damit verbundene Gewalterfahrungen von Gebärenden einzugehen (vgl. Kühn/Klinke

2006). Die im Jahr 2004 eingeführte DRG-Fallpauschale hat zudem eine Analyse der Ökonomisierung verstärkt, da vermehrt Anreize für geburtshilfliche Interventionen geschaffen wurden (vgl. Jung 2018: 66). Die aus der Einführung der DRG-Fallpauschale resultierte Verschlankung der prozess- und ergebnisorientierten professionalisierten Handlungsabläufe (Kühn/Klinke 2006) bedingt eine Orientierung an Planbarkeit, Kalkulierbarkeit und Haftung (vgl. Kolip/Nolting/Zich 2012; Jung 2018: 66), die im Spannungsfeld mit der Selbstbestimmung gebärender Frauen steht. Selbstbestimmung erfüllt hierbei nicht ausschließlich die Funktion einer selbstbestimmten Handlungsfähigkeit, sondern wird als individuelle Dienstleistung in Form von Information, Vorbereitung und freier Entscheidungen zur Verhinderung geburtshilflicher Gewalt verstanden (vgl. Jung 2017: 31).

Die beschriebenen Entwicklungen wurden von Initiativen, wie beispielsweise der *Roses Revolution*, aufgegriffen. Im Jahr 2019 veröffentlichte diese über 200 Berichte von betroffenen Frauen anonymisiert in den sozialen Medien, um die gravierenden Problemlagen in Form von Gewalterfahrungen gebärender Frauen aufzuzeigen.

Im Jahr 2019 wies zudem erstmals das Parliamentary Assembly of the Council auf Folgendes hin: „Obstetric and gynaecological violence is a form of violence that has long been hidden and is still too often ignored“ (Parliamentary Assembly 2019: o. S.).

Gewalt in der Geburtshilfe wird in Anlehnung an Neidhardt und die WHO als physische und psychische Komponente durch eine Entpersonalisierung von Gebärenden verstanden, die strukturell umgesetzt wird und sich negativ auf Frauen und Kinder auswirkt (Neidhardt 1986: 125; WHO 2015). Geburtshilfliche Gewaltformen reichen laut Bowser und Hill von physischem Missbrauch in der Behandlung über Eingriffe ohne Einwilligung, Missachtung der Privatsphäre und Würde, Diskriminierung, die auf spezifischen Patientenattributen basiert, bis hin zur Verweigerung von Behandlungen oder Eingriffen durch medizinisches Personal (Bowser/Hill 2010: 10ff.). Bohren et al. (2019) konnten feststellen, dass Frauen die höchste Form von Gewalt 15 Minuten vor sowie während des Geburtsverlaufs erfahren.

Neben dieser Form von direkter Gewalt von Menschen an Menschen in der Geburtshilfe können ebenfalls strukturelle Gewaltausprägungen in Form von „Ausbeutung“, „Penetration“, „Segmentierung“, „Marginalisierung“ und „Fragmentierung“ beschrieben werden. Hierbei gibt es nicht immer einen direkten Täter, sondern die Gewaltstrukturen werden in die sozialen Strukturen des Systems eingebettet (Galtung 2007: 344). Nicht zuletzt wird durch kulturelle Gewalt eine Legitimation der direkten und strukturellen Gewalt geschaffen. Dieser fließende Übergang in Richtung einer Ritualisierung von Gewalt (vgl. Galtung 2007: 365) weist nicht zuletzt enge Bezüge zur Ökonomisierung der Geburtshilfe und der Wahrnehmung des Menschen als „medizinischer Fall“ auf (vgl. Jung 2017: 35ff.).

Die Wahrnehmung von geburtshilflicher Gewalt ist eng an Grenzüberschreitungen und Grenzübergreife geknüpft. Praktische Modelle beschreiben Grenzüberschreitung im Allgemeinen als eine Missachtung von körperlicher Distanz, als Missachtung eines respektvollen Umgangsstils oder als Missachtung von Schamgrenzen und sexuellen Normen (vgl. Enders et al. 2010: 2). Grenzübergreife hingegen benennen geplante Handlungen durch fachliche und individuelle Defizite. Diese ergeben sich vielfach durch das Hinwegsetzen über institutionelle Regeln, kulturelle oder gesellschaftliche Normen,